

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garrh.

11) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Heuter

Von Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung herrschen um die gelben Mais-, die roten Saffran-, und die grünen Sennapyramiden, um die Körbe mit Myrrhen und die Säcke mit Balsaminze, um die Esel von Hebron, die Gazellen von Jericho, die Kasse von Jemen und die Hammel von Damaskus Geschrei und Geheul, Burnusflattern und Lumpentänzen, Todesdrohungen und Schwüre ewiger Freundschaft. Und zwischen Luntenslinten, Pulverhörnern und Feuersteinen, zwischen Bernsteinchnüren, silbernen Armbändern und Achatumuletten, zwischen alledem rohen, rührend einfachen Kram dieser großen Wüstenkinder werden innerhalb weniger Stunden die ganze kindische Begehrlichkeit, der ganze urwüchsige Haß und die Streitsucht frei, die sich in Monaten der Enthaltbarkeit und Kaltblütigkeit, in der einschläfernden Einsamkeit und bei dem besänftigenden Sternenlicht aufgesammelt haben.

Dann gehört die Stadt nicht mehr ihren Bewohnern, sondern den Nomaden. Vom Kassafore bis zum St. Stephanstore sieht man nur noch Kamele, die sich unter den dunklen Gewölbarkaden bewegen; nur edle Pferde mit bebenden Mästern, die stolz das ungewohnte Steinpflaster stampfen; nur Männer mit scharfem Adlerprofil und Frauen mit sanftem Götterantlitz, die beim Gehen die dreifache Schleppe des Mantels und der beiden Ärmel hinter sich herwehen lassen.

Und über Jerusalem streift, wenigstens für einige Tage, mit dem Duft der aromatischen Landesprodukte ein Gluthauch von freier Liebe und Irrglauben.

Dann versinkt der Zionshügel wieder in seine andächtige Stille.

Diesen hochgelegenen, stillen Stadtteil liebte Elias Jamain besonders, und da derselbe in der Nähe seines Hotels lag, so ging er oft hin, um dort zu träumen.

Als er eines Tages aufs Geradewohl umherstreifte, bemerkte er am Ende eines geheimnisvollen, düsteren Gäßchens eine halboffenstehende Pforte, die gewöhnlich geschlossen war.

Neugierig trat er ein und befand sich nun in einem weiten, leeren Hofe, der wie ein Gefängnishof auf allen Seiten von Mauern eingeschlossen war.

An großen Eisenringen befestigte Spannstricke und Ketten hingen überall umher. Strohhalme und kleine Häufchen Stalldünger bedeckten den Boden. Winzige, aber üppig wuchernde Pflanzen lockerten den Mörtel der Mauern und hoch oben auf dem First blühten die gelben Glöckchen des Ysop zwischen den eingemauerten Flaschenscherben.

Eine herzergreifende, poetische Melancholie ging von diesem großen, verfallenen, von traurigem Reiz verklärten Hofe aus. Elias setzte sich auf einen der grauen Prellsteine, um sie recht innig zu genießen.

Aber plötzlich wieherte in der Oeffnung eines Stallganges ein Pferd.

„Hier wohnen Leute,“ dachte Elias enttäuscht.

Er wandte sich einer Pforte zu, die er soeben in der Rückwand entdeckt hatte. Sie war niedrig, sehr fest und mit einem schweren Türklopfer versehen.

Mit Händen und Füßen stieß er dagegen; sie gab nach, und bewundernd blieb er einen Augenblick auf der Schwelle einer Wohnung stehen, wie nur die sie zu schaffen wissen, welche die Wollust des Geheimnisses und die Unbeständigkeit der Frau kennen gelernt haben. In einem mit Fliesen von roter Marmor gepflasterten Innenhofe kreuzten sich gewölbte Gänge; Festons liefen an den Wänden entlang, geschlossene Balkons hingen darüber, und offene Treppen führten von allen Seiten herab. In der Mitte streute ein Granatbaum seine roten Blütenblätter auf das Geländer einer Cisterne und über einer weißen, wie ein Tüllvorhang durchbrochenen

Seitenwand rankten sich die Arabesken kletternder Jasminsträucher, und woben goldene Sterne in den weißen Untergrund.

Auch hier hätte alles ohne den Duft der von oben schwer herabhängenden Benzoe- und Baldrianblüten den Eindruck des Verfallenes gemacht.

Elias schritt die steilen Stufen hinauf, die zum Dach des Hauses führten und mit ihm stieg ein ganzer Garten wohlgepflegter Blumen empor, die sich an der Rampe hinaufschlängelten.

Auf einer Terrasse dampften zwischen Geranium- und Minzetöpfen mehrere Räucherpfannen.

Die Tür eines Zimmers stand weit offen; zwei lahle, von der Sonne beschienene Füße ragten daraus hervor. Es waren die Füße eines Toten, der auf einer Tragbahre lag. Sein Haupt ruhte im Innern des Raumes, wo andere Räucherfläschchen um seinen grünen Turban verschwommene Leichenschleier woben.

Kein Mensch sonst ringsum. Man hörte nur Wassertropfen irgendwo wie Tränen in ein Becken rieseln, und vom Stallhofe drang das klagende Wiehern des Hengstes empor.

Vor dem Leichnam stehend, den Storkhelm in der Hand, dachte Elias an den schönen Brauch der Orientalen, ihre Toten in das „Hohe Zimmer“ zu tragen, damit sie noch zum letzten Male ihre Vaterstadt überblicken und ihre Augen mit dem Sonnenlichte füllen können, ehe man sie für immer in die Dunkelheit versenkt.

Und als Elias das friedvolle Gesicht des Entschlafenen betrachtete, dachte er:

„Könntest Du doch auch eines Tages so sterben, in Duft und Schweigen.“

Da zog ihn jemand sacht am Ärmel.

Er wandte sich um und sah hinter sich in einer Ecke einen Neger hocken, der, den Finger auf die Lippen drückend, flüsterte:

„Herr, belausche nicht das Geheimnis eines Toten, laß seine Seele in Frieden aus den Mauern seines Hauses davonfließen.“

„Frieden sei mit ihm und mit Dir!“ antwortete Elias verwirrt.

Und er stieg die blütenumwundene Treppe hinab.

Der Neger folgte ihm.

„War er Dein Herr?“ fragte ihn der Gelehrte im Hofe.

„Ja, und ein Vater! Er hat mich freigelassen, was aber soll ich nun, da er tot ist, mit meiner Freiheit anfangen?“

„Du suchst einen Herrn und ich einen Diener. Wie nennst Du Dich?“

„Assir, zu dienen.“

Und Elias erfuhr von Assir, daß dieses Haus einem Agha von vornehmer Geburt, einem Abkömmling der Sarazenen, dem letzten seines Stammes, gehört hatte. All sein Hab und Gut war nun der türkischen Regierung zugefallen, und schon am Morgen hatte der Pascha die Frauen und Sklaven abgeholt. Das Haus stand zum Verkauf, und Elias erwarb es für ein paar tausend Piafter, um darin sein junges Glück zu bergen.

2.

Eine schwierige Frage beschäftigte die ganze Jerusalemer Gesellschaft.

Zu welcher Konfession gehörten Herr und Frau Jamain eigentlich?

Denn kümmerte man sich in anderen Städten um die soziale Stellung, um den Rang oder die Nationalität der Einwohner, so kommt in der „Heiligen Stadt“ nur eins in Frage: Die Konfession.

In Jerusalem gehört man keinem Lande zu, sondern einem Glauben; man schließt sich keiner Gesellschaftsklasse an, sondern einem Kult.

Demnach sind also alle Jerusalemer genau ihrer Religionszugehörigkeit nach eingeteilt. Sie nennen sich nicht Franzosen, Deutsche, Russen; sie sind römische, lutherische, orthodoxe Christen. Ein Spanier könnte ebensowenig Protestant sein, wie ein Engländer Katholik. Jude bleibt immer Jude, denn selbst wenn er sich auch katholisch, griechisch oder reformiert taufen läßt, wird er doch nur als Proselyt an-

gelesen, während man den Araber nach der Taufe als vollgültigen Christen betrachtet und behandelt.

Ebenso ist's in der kirchlichen Hierarchie, welche die sozialen Rangstufen erstet. Es gibt nur einen Adel, den der Kirche. Ein Klostervorsteher gilt mehr als ein Fürst; der Einfluß eines Pastors hat ebenso viel Gewicht wie der eines Konsuls; der geringste Pfaffe dünkt sich einem Gelehrten bei weitem überlegen.

So ist's leicht verständlich, daß keine Industrie, kein Handel sich in einer Stadt entfalten kann, die aus ihren Ruinen Münze schlägt und Wechsel auf die Schätze des Himmels ausstellt. Den Fortschritt verhöhnt, das Geld verachtet man. Die Gegenwart gilt weniger als die Vergangenheit, denn diese bringt Christo näher.

So macht jeder, um auf der sozialen Leiter empor zu steigen und an Zion etwas zu verdienen, ein wenig in Religion. Jeder sucht auch auf seine Art von der blühenden Wissenschaft Vorteil zu ziehen und jeder will einen Baustein zum Wiederaufbau des erstorbenen Ruhmes von Jerusalem beitragen. Jedermann ist Missionar, Fanatiker, Theologe. Jeder hat seine eigene Auslegung, seine Schüler, sein Dogma, seine Inschrift, seine Stele, seine seltenen Münzen, vom Krämer, der auch das Gleichnis vom Senfkorner deutet, während er die Waagschale ein wenig mit dem Daumen herunterdrückt, als ob sein Wort mit Gold aufzuwiegen sei, bis zum Dragoman, der auch ein vormosaikisches Pergament zu zeigen vorpiegelt und auch dann zu einem Tête-à-tête mit einer alten, pergamenthäutigen Negerin führt.

Jeder Handel weiß sich mit irgend einem heiligen Worte ein unschuldiges Mäntelchen umzuhängen; zu jeder banalsten Alltätlichkeit muß ein biblisches Gleichnis herhalten; der schändlichste Schwindel sucht hinter einem frommen Sprüche Schutz. Der Heiligenbildermaler erhöht den Preis seiner Leinwand, weil sich angeblich im Heiligenschein ein Goldpartikelflecken aus der authentischen Krone Salomos befindet; der Friseur, der auch die Haare ausreißt, meint salbungsvoll, ohne Gottes Wille falle keins von eurem Haupte, und der Schneider sucht euch über einen verpöfchten Anzug mit dem Hinweise zu trösten, daß selbst die Kleider der Königin von Saba trotz ihrer Herrlichkeit den Lilien auf dem Felde nicht gleichen.

Die fortwährende Beschäftigung mit religiösen Dingen erstreckt sich sogar bis auf die muselmanische Welt, die doch in anderen Städten des Orients so indolent geworden ist. Auch sie hat hier ihre Sektten, Bettelmonche, Pilgerschaften, ihre grünen und weißen Turbane, ihre Plebs und ihre Patrizien, ihre Licht- und Schattenseiten, je nachdem die einen an der Kaaba, die anderen nur in der Omar-Moschee gebetet haben.

Alle Glaubensgenossenschaften verachten sich untereinander; aber alle lassen ihren gegenseitigen Haß gelten und achten den Fanatismus des anderen. Elias dachte, daß hier der bestgehaßte Mensch vielleicht der wäre, der weitblickend, tolerant und gerecht in allen Religionen etwas Schlechtes und etwas Gutes erkannt hätte.

Also legte man sich die sehr wichtige Frage vor:

„Zu welcher Konfession gehören die Jamains?“

Sie? Nun, sie war eine Lutherische, daran war nicht zu zweifeln, und zwar eine von der Augsburger Konfession.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Miß Lane.

In der kleinen Pension am Thunersee redet man immer noch von ihr, obwohl sie seit Jahren nicht mehr gekommen ist, und niemand weiß, wo sie sich jetzt aufhält. Sie gehörte zu den Personen, die man nicht vergessen kann, und die immer wiederkehren und aus der Vergangenheit auftauchen, wie ein stiller Gast.

Es war ein sonniger Oktobertag, als ich sie zum erstenmal sah. Von den Platanen auf der Terrasse der Pension fielen langsam die gelben Blätter. Der Garten unterhalb der Terrasse leuchtete in der Herbstpracht der letzten roten Blumen und über dem See lag ein blaugrüner Himmel, in dem die kleinen Wellen wie silberne Spiegellichter zuckten. Unendlich schön und groß lagen die Alpen da in ihrer weißen Keuschheit, und ein herber Duft von Erde und welkenden Pflanzen erfüllte die klare Luft. Gedankenlos auf einer Bank sitzend, ließ ich den Herbstzauber ruhig auf mich wirken. Da hörte ich auf der steinernen Treppe, die vom Garten zur Terrasse heraufführte, flinke Schritte. Eine ungewöhnlich große junge Dame tauchte vor mir so gewissermaßen aus der Versenkung

auf. Zuerst sah ich nur den großen Gut aus Panama, dann ein überwältigend schönes Gesicht mit großen dunklen Augen, einer scharfgeschnittenen Nase und einem energischen Mund. Es lag fast etwas Uebermensliches auf diesem Gesicht, etwas von unbeugsamem Stolz und schweren Lasten, von ungestillter Sehnsucht und einem unbezähmbaren Willen. Der Körper paßte zu dem Gesicht. Ohne riesenhaft zu wirken, war er doch ungemein stark gebaut und von edlen Proportionen. Sie trug einen einfachen Anzug, der in seinem Schnitt einen Stich ins Künstlerische hatte. In der rechten Hand hielt sie einen ziemlich starken Bergstock, so wie ihn gewöhnlich nur Männer tragen.

Beim Abendessen wollte ich die anderen Gäste nach ihr fragen. Aber das war nicht nötig. Man sprach von ihr auch ohne mich. „Wo ist Miß Lane,“ fragte alles; „Wohin ist sie heut spazieren gegangen?“ — „Ist sie gut aufgelegt?“ — So gingen die Fragen durcheinander. Sie erschien aber nicht zum Abendessen, und das Gespräch über ihre Person nahm fast die ganze Unterhaltung des Abends ein. Niemand wußte, wer sie eigentlich war, und was sie für Ansichten hatte. Aber jedermann fühlte sich zu ihr hingezogen, und ohne es zu wollen, übte sie auf die ganze Gesellschaft einen großen Einfluß aus. Das sah ich erst so recht, als sie am anderen Tage zum Mittagessen erschien. In ihrer Gegenwart verstimmt das fade Gerede, und der alberne Klatsch, wie er sonst immer an hotelistischen üblich ist. Obwohl sie fast kein Wort sprach und nur bisweilen einmal eine feine, tiefe Bemerkung fallen ließ, waren alle Tafelgäste sichtlich bemüht, möglichst interessante Unterhaltungen zu führen. Daß dieses Bemühen bisweilen nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet war, konnte man an den Mundwinkeln der Miß Lane sehen, in denen ein fast unbemerkbares verächtliches Lächeln zuckte. Wenn sie aber einmal mit ihrer dunkel klingenden und von einem feinen Schleier umwobenen Stimme zu reden anfing, dann war alles still, und aller Augen waren auf sie gerichtet. Gewöhnlich erzählte sie nur von einem neuen Spaziergang, den sie entdeckt hatte, von einer Grotte, die noch niemand kannte, oder einer Berghöhe, auf der noch keiner gewesen war. Sie schilderte diese Spaziergänge mit wenigen Worten, aber mit künstlerisch so vollkommenem Gestaltungsvermögen, daß man gleich wußte: Hier ist ein großes, dichterisches Talent. Gewöhnlich unterbrach sie sich aber bei solchen Schilderungen ganz plötzlich, als ob sie berente, sich gehen lassen zu haben, stand auf und verließ, nicht besonders höflich grüßend, den Tisch, nachdem sie ihren Stuhl recht geräuschvoll an den Platz zurückgestellt hatte.

Während meines Aufenthalts in der kleinen Pension suchte ich mich ihr zu nähern, um das Geheimnis ihres Lebens zu erfahren und ihr, wenn es möglich war, etwas behülflich zu sein. Aber sie wich mir aus. Ich vernahm, daß es anderen, Männern und Frauen, die den gleichen Versuch der Annäherung gemacht hatten, noch schlimmer ergangen war als mir. Besonders einen jungen Landsmann, einen sympathischen, ernsthaften Gelehrten von einer englischen Universität, einen Mr. Roger, hat sie, wie man sich erzählte, mit einer solchen Laune grimmigen Spotts übergoßen, daß er am nächsten Tage abreiste. Sie war offenbar eine einsame, große Natur, die mit irgend einer erdrückenden Last des Lebens rang. Ihr Verstand, ihre Willensstärke und ihre Schönheit schienen einander wechselseitig zu erhöhen. Und obwohl sie sich nicht die geringste Mühe gab, hatte sie ihre Umgebung doch vollständig im Bann. Es ging von ihr die geheime Gewalt geistiger Ueberlegenheit aus und die Trauer eines großen Schicksals, für welches sie ein Verständnis von den Menschen ihrer Umgebung nicht erwarten konnte. Deshalb blieb sie wohl einsam. Stundenlang konnte sie auf einem Stein brunten am See, oder unter einer Tanne droben in den Bergen sitzen und ins Weite schauen. Vielleicht hatte nicht nur das Unglück, sondern auch der Wahnsinn sie berührt. Aber auf keinen Fall konnte man davon in ihrem Benehmen etwas merken. Ihre Antworten waren stets kurz und klar und oft von einem überlegenen Humor. In ihren Augen spiegelte sich neben einer tiefen Trauer eine großzügige Liebenswürdigkeit. Nur bisweilen veränderten sich diese großen dunklen Augen. Dann blickte sie böse, und es sah wie ein Dämon aus ihnen. Die Zimmermädchen wichen ihr dann aus und hatten Angst vor ihr, obwohl sie keinem etwas zu leid tat.

Eines Tages kam sie nicht zum Frühstück, und nicht zum Mittagessen und nicht zum Abendessen. Die Pensionhalterin, eine gutmütige, etwas geschwähige Frau verriet mir, Miß Lane sei wieder krank. „Wieder“ sagte sie und um ihre Augen spielte ein vielbedeutendes Zwinkern. Es kostete mir nicht viel Mühe, zu erfahren, an was diese junge Engländerin von kaum 23 Jahren krank war. Erst schien es mir unglaublich, aber schließlich sah ich wohl ein, daß es so war. Sie wohnte nun schon seit eineinhalb Jahren Sommer und Winter in dieser Pension, und die Besitzerin des Hauses mußte sie wohl kennen. Die Sache war so:

Alle drei bis vier Wochen fing es bei ihr an. Sie tourde in ihren Bemerkungen immer bitterer und böshafter und schließlich direkt grob. Eines schönen Morgens stand sie nicht auf und ließ sich anstatt des Frühstücks ein Glas Berner kommen. Dann bestellte sie eine Flasche Wein, gegen Mittag noch eine und am Nachmittag fing sie mit dem Champagner an. So trank sie, im Bett liegend, bis zur Bewußtlosigkeit. Sie bekam Krämpfe, Ohnmachten, weinte und schrie stundenlang und alles, was man dann von ihr hören konnte, ließ darauf schließen, daß sie sehr reich war, aber keinen Menschen in der ganzen Welt, weder Vater noch

Mutter, noch Verwandte hatte und daß der einzige Mann, den sie für ihren Freund hielt, ein niederträchtiger Betrüger gewesen war. Die Welt war ihr eine Verbrechergesellschaft und das Leben eine Hölle. Nach drei Tagen versank sie in einen vierundzwanzigstündigen Schlaf und wenn sie daraus erwachte, war sie wieder gesund.

So erzählte mir die Pensionshalterin.

Miß Lane hatte ihr Zimmer unweit dem meinigen, und als ich an einem der Tage, wo Miß Lane krank war, am Fenster saß, hörte ich plötzlich etwas sehr Sonderbares. Aus dem Fenster ihres Zimmers ertönte der Gesang frommer Psalmen. Es waren zwei Frauenstimmen, die mit nasehnder Sühigkeit zusammen in Terzen ertönten. Plötzlich aber verstummte der Gesang, ich hörte ein paar Schreie, dann ein Krachen von Möbeln, und endlich flog mit gewaltigem Lärm eine Tür ins Schloß. Als ich auf dem Gang nachsah, was es da gäbe, lagen auf dem Boden zwei alte schwarzgekleidete Jungfrauen. Ich kannte sie. Es waren die beiden Schwestern von Arz, zwei pietistische Seelenretterinnen, die offenbar von dem Unglück der Miß Lane gehört und sie aus den Klauen des Teufels hatten reifen wollen. Miß Lane schien aber keinen Geschniad an dieser Hilfe gefunden zu haben und hatte die beiden frommen Damen zur Tür hinausgeworfen. Da lagen sie wie zwei Häuschen unglücklich und ich half ihnen beim Aufstehen.

Am anderen Tage war die mißlungene Befehrerung der Miß Lane durch die beiden frommen Damen das Tagesgespräch. Miß Lane aber hat seither niemand mehr von den Gästen des Hauses gesehen. Sie blieb noch einige Tage im Bett und reiste dann in dunkler Nacht plötzlich ab. Aber vergessen hat sie von allen, die sie kannten, noch niemand, und obwohl sie das war, was die Ärzte eine Quartalsäuferin nennen, habe ich doch auch von den ältesten Klatschbasen kein eigentlich schlechtes Wort über sie gehört. Das erhabene Tragische, was von ihr ausströmte, hat selbst Kleinliche Seelen mit scheuer Achtung vor ihr erfüllt. Wenn ich aber von einem Menschen unter den vielen, an denen ich im Leben vorübergegangen bin, sein weiteres Schicksal wissen möchte, dann ist es das der Miß Lane mit ihren unendlich schönen, dunklen Augen und ihrem Gesicht voll unglücklichem, gigantischem Trost.

Anton Hendrich.

## Kleines feuilleton.

er. Ein Geschäft. „Schon bald der Fünfundzwanzigste,“ sagte Frau Maywald mit einem Seufzer, indem sie ein neues Blatt vom Abreißkalender löste. — „na ich sage, wir behalten den Keller noch ein Vierteljahr leer, jetzt kommt doch kein Mieter mehr zum Ersten.“

„Wahrscheinlich nicht!“ Ihr Mann, der noch am Frühstücksstisch saß, brummelte vor sich hin. Frau Maywald ging mit dem Staubtuch nach dem Schreibtisch hinüber und setzte dort ihre Morgenarbeit fort. „s ist doch wirklich zu gemein, nun schon s dritte Vierteljahr der Mietausfall. Na, und zum Juli kommt doch auch keiner nach im Geschäftskeller. Da ziehn nicht mal die Schuster.“

„Wenigstens keine gescheiten; was da kommt, nimmt man noch nicht einmal.“

„Also wollen wir uns nun darauf gefaßt machen, daß er bis Oktober leer bleibt.“ Frau Maywald seufzte wieder und setzte die Nippesfigur, die sie eben abgerieben, etwas „hörbar“ auf den Schreibtisch zurück.

„Na, eigentlich kann man es keinem verdenken, wenn er in die Bude nich rein will, sie steht ja auch zu doll aus.“ Ihre Stimme klang scharf.

„Ach, das soll wohl mir gelten?“ Der Mann schien die Schärfe zu verstehen.

„Na, Du mußt doch zugeben, Oskar, wenn De was hättest machen lassen.“

„Ich gebe ja nicht zu!“ Er fiel ihr grob ins Wort. „Die Bude is noch lange frisch für das Volk, was reinziehen soll. Was soll denn reinziehen? n Gluckshuster, der braucht am Ende n Salon.“

„Aber er sieht so, daß s nah is. Wenn Du die Stube hättst neu tap'zieren lassen, hättst niemand gesehen. Wenn natürlich die Tapete von den Wänden herunterbaumelt.“

„Ach was, laß mich in Ruh!“

„Nu, mir soll's ja recht sein, mein Geld kost's ja nich, is ja Deines. Jetzt steht er n halbes Jahr leer, und nu noch mal n halbes, macht n Mietausfall von vierhundertundfünfzig Mark.“

„Ja, ja, ja!“ Er blätterte die Zeitungen heftig um und sagte nichts weiter. Dann warf er das Blatt plötzlich beiseite und schlug mit der Faust auf den Tisch: „Zum Donnerwetter, was soll man denn machen!“ Ewig der Kerger um den Keller! Hat man nmal vermietet, dann kommt die Bude schon nach sechs Wochen: s is nah und Jott weeh was, und man muß froh sein, wenn se jutwillig rausgehen und einen nich noch de Postzeit auf'n Hals holen; und sind se rausgezogen, steht die Bude leer.“

Frau Maywald antwortete nicht, sie polierte angelegentlich am Spiegel herum.

Ihr Mann knitterte die Zeitung zusammen: „Siehste wohl, schimpfen kannte, aber wenn man Dich um Rat fragt, weizte nichts, und nu sagste, neu tapazieren lassen, als ob's was nutzt! Nach drei Wochen sitzt doch der Schimmel wieder drauf, und wenn man auch

in de Zwischenzeit vermietet hätte, ginge der alte Kerger doch wieder los. Am besten, man macht die Bude zu und stellt seine leeren Weinflaschen rein, nicht mal für de vollen is se zu gebrauchen.“

„Na, da wärs Du schön dumm!“ sagte die Frau.

„Reißt Du vielleicht was anderes?“

„Ja, ganz gewiß. Sey' Dir n Portier rein.“

„Du bist wohl nich geäheit, in n teuren Geschäftskeller!“

„Der aber bis jetzt bloß erst Dir teuer geworden is.“ Sie lachte pöttlich. „Rein, hör mal zu, ich hab mir das schon lange überlegt. Wir geben der Frau, die de Treppen scheuert und s Gas anbrennt, jetzt dreißig Mark s Monat.“

„Und der Keller kost' siebendunddreißigfufzig, det nennst Du wohl sparen?“

„Wenn Du siebendunddreißig kriegen könntest, würde ich Dir meinen Vorschlag nich machen. Du kriegst sie aber nich, det is eben die Sache. Wenn De Dir n Portier reuisset, kannte ihm fürs Geschäft zehn Mark Miete anrechnen und gibst die Wohnung frei; bringt Dir der Keller vierzig Mark.“

„Ach und Du denkst dadrauf wird einer reinfallen?“ Er lachte auf.

Sie warf das Staubtuch beiseite und trat an den Tisch: „Ach und Du denkst, da kriegste keinen? Mit Vergnügen sag' ich Dir. Jrgend n Schneider oder n Schuster oder einen der sonst was zu Hause macht, und wo de Frau mitverdienen muß, Leute, denen s recht schlecht geht, die kommen gern, die sind froh, wenn se n Unterschlupf haben.“

„Du redest grade, als ob Du schon einen hättest.“

„Habe ich auch! Na, was sagten nun? Unser Schlächter hat mir die Leute empfohlen. Der Mann is n Invalide und macht Psickarbeiten und de Frau geht auf Aufwartung. Jetzt wohnen se auf'm Hof vier Treppen, die wär'n heilfroh, wenn se born wohnen könnten, wo der Mann Bestellungen von der Stroße herkriegern kann. Nach die Rasse fragen die gar nich, dazu jeht's ihnen viel zu schlecht.“

„Ausgezeichnet, aber wirklich ausgezeichnet!“ Der Mann, der ihr erst gleichgültig, dann immer aufmerksamer und zuletzt mit einem bewundernden Kopfschütteln zugehört, rieb sich die Hände: „Hete, Du bist ja ein Prachtweib, bringt uns die Frau das alte Giftloch unter!“

„Na, es is noch nich weg,“ sie lachte, „die Sache hat noch n Galen: se haben nämlich zwei Kinder, und Du nimmst doch keine.“

Das Letzte kam etwas ängstlich heraus, allein der Mann rief: „Laf' n doch ne halbe Mandel haben, des is doch in dielem Fall ganz was anderes! Ich bin ja froh, daß wir die Bude los sind und haben dabei noch n Geschäft gemacht.“

„Jawohl,“ sagte Frau Maywald und warf sich in die Brust, „und wer hat's gewacht? Ich!“

## Theater.

Kleines Theater. Antigone. Von Sophokles. Deutsch von Kollmüller. — Der sensationelle Erfolg, den Hoffmannsthal mit seiner die Struktur der dramatischen Handlung, wie in der Hauptsache auch, die Szenenfolge unverändert dem Original entnehmenden Umdichtung der Sophokleischen „Elektra“ auf der Reinhardt-Bühne errang, mag wohl den Anstoß zu den neuen Aufführungsversuchen der beiden berühmtesten Sophokles- Tragödien: des „König Oedipus“ unter Lindaus vorjähriger Direktion und jetzt der „Antigone“ im Kleinen Theater gegeben haben. Grundverschieden in ihrer dramatischen Technik, wie in der Art ihrer Tragik, bezeichnen diese so ungleichartigen Schöpfungen den Gipfelpunkt der Sophokleischen Kunst. So aber stellen sie auch die höchsten Anforderungen an die schauspielerische Wiedergabe. Im „König Oedipus“ hat die Entwicklung eine Form, zu der diejenige der bedeutendsten modernen, der Ibsenschen Dramatik in einem auffälligen und außerordentlich interessanten Parallelismus steht. Wie der Norweger in den „Gespenstern“, in „Nosmersholm“ und auch in anderen Stücken viele seiner tiefsten Wirkungen erzielt, indem er das Abgeschiedene, das Vergangene, aus dunklen Gräben wieder aufsteigen und im Gegenwartigen lebendig werden läßt — indem er die Handlung zu einer stufenweis fortschreitenden Ent- hüllung des einst Geschehenen macht und sie dadurch der Katastrophe entgegentreibt, vollzieht sich hier in der Tragödie des Sophokles das Schicksal des Helden gleichfalls als ein erschütterndes und zermal- mendes Sich-Offenbaren des Vergangenen. Genial ist der Plan durchgeführt, Oedip greift in Oedip, man sieht, wie Stück um Stück der Schleier von dem Medusenhaupt der Wahrheit fällt, jeder Schritt des Königs ihn dem gähnenden Abgrund näher bringt. Das Gefühl einer blindwandelnden Notwendigkeit wird wach. Keine tragische Schuld „verjöhnt“ mit Oedipus' Leiden. Unwissentlich hat er gefrevelt; was er vollbrachte, war von dem Walten des Schicksals — der Götter, sagt der griechische Dichter — unabwendbar voraus- bestimmt, vorausbestimmt, daß sich das Schreckliche ihm später offen- baren mußte. Es ist ein mythologischer Determinismus, ähnlich düster und schwer in seiner Stimmung, wie der auf der Vererbungs- lehre ruhende Determinismus, der aus den Ibsenschen „Ge- spenstern“, dem Untergange Oswalds, und entgegen weht. „Antigone“ dagegen erscheint in jedem Zuge als das typische Drama der frei gewählten Tat. Kein Orakelpruch, kein Zwang, den das Vergangene ausübt, einzig ihre innere Ueberzeugung treibt die

hochherzige Tochter des Oedipus, dem grausamen Gebote des Thebanerkönigs, das Todesstrafe auf die Bestattung ihres im Kampfe gegen Theben gefallenen Bruders setzte, zu troben. Ja, ihr Entschluß ist außer durch die Ueberzeugung, daß nach uralter heiliger Pflicht ihr, der Schwester, geziemend, des Bruders Leichnam zu begraben, damit er Ruhe fände in dem Reich der Unterirdischen, durch keine Vermischung anderer psychologischer Motive bedingt. Der Dichter hat in völlig klarem Bewußtsein sie gestalten wollen, als Repräsentantin jenes sittlichen Idealismus, der sich wider die zufälligen staatlichen Satzungen, wenn sie Unrechtes verlangen, aus freier Kraft des eigenen Rechtsbewußtseins, den Tod nicht scheuend, auflehnt, und scheidet alles sonstige Beiwerk aus. Macht und Gewissen stehen in der Tragödie gegen einander, und nie hat dieses stolzer, furchtloser vor Königsthronen gesprochen. Gefangen, dem Kreon vorgeführt, bekämpft Antigone sich in freudigem Mut zu ihrer Tat: „Denn nicht so mächtig achte! ich, was Du befehlst. — Daß Dir der Götter ungeschriebenes ewiges — Gesetz sich beugen müßte Dir, dem Sterblichen. — Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit — Lebt dies. . .“ Es ist etwas an Schillersche Gesinnung, Schillerschen Schwung Anklingendes in dieser hohen Antwort; sie erinnert an die Anrufung der „Rechte, die droben hangen unberäußerlich“. Aber so rein, so reduziert auf die einfachste Formel wie der Grieche hat der deutsche Dichter in seinen Dramen das Aufeinanderprallen jener gegenwärtlichen Gewalten nicht mehr dargestellt. — In dieser Szene kulminiert das Stück. Höhnend läßt Kreon Antigone in das Grabgewölbe, wo sie dem Hungertod entgegenharren soll, abführen, nicht achtend der flehenden Bitten und Drohungen seines Sohnes Haimon, des Verlobten der Jungfrau, noch der leisen Mahnungen des Chors. Die Götter treffen ihn mit rächender Strafe. Sein Sohn ersticht sich an der Leiche der Geliebten, sein Weib nimmt sich das Leben. Jammernd bricht der Uebermütige bei der Kunde zusammen.

Wie die Bindau-Aufführung des „König Oedipus“ wurde auch die der „Antigone“ dem Dichter nicht gerecht. Rosa Bertens, die die Titelrolle spielte, hatte in der entscheidenden Szene mit Kreon prachtvoll passende Momente. Ihre Worte erhoben sich zu eherner Wucht. Aber sie allein als Einzelne vermochte die Stimmung nicht festzuhalten. Gleich am Anfange wurde die Illusion durch eine schreckliche Szene gestört. Die Thebanertruppe, die ihre in der Vollmüllerschen Bearbeitung sehr abgekürzten Chorstrophen nicht sangen, sondern sprachen, blieben ebenso eindrucklos wie der blinde Seher Teiresias. Franz Evertz besaß als Requisite für seinen Kreon eine große Gestalt und ein ausgiebiges Organ, mit dem er aber so verschwenderisch umging, daß für den Schluß nichts übrig blieb. Er gab den zornigen Tyrannen mit einem starken Stich ins Rothe, Brutale. Erfreulich war Herr Hartberg, der den Haimon mit warmer eindringender Empfindung sprach. dt.

### Kunst.

Louis Corinth zeigt im Kunstsalon Cassirer neue Arbeiten. Corinth entwickelt sich nicht, obwohl die ganze Anlage seines Könnens dahin geht, endlich einmal aus dieser künstlichen Modernität heraus, die in ihrer nun schon seit Jahren feststehenden Art etwas Philistros-Doktrinäres hat, auf eine feste Basis zu kommen, die sein Wesen zeigt. Es ist etwas Ungeschlachtetes in ihm. Er hängt sehr am Inhaltlichen, er hat etwas von einem Meyger und er manövert in den Farben.

So malt er eine „Achtzigjährige“, und man nimmt mit Bedauern das künstlich Uebertriebene, das Gewollte in den scharfen Zügen und hängenden Gesichtspartien wahr. Sonst ist das Bild ganz simpel. Dann „Mutter und Kind“ — und man würde bei diesem fettloshigen, nackten, blonden Kinde etwa an Rubens denken, wären nicht die Farben so durcheinander gerührt. Das Familienporträt „Familie Rumpf“ ist ein sinn- und zielloses Durcheinander. Der eine Teil ist durchgeführt, der andere nur skizzenhaft angedeutet, teils wirken die Gestalten beinahe flächenhaft, dann wieder plastisch, dann von Licht unflößen. Bei der „Dame im Pelzhut“ merkt man wieder genau die simple Unterlage, die durch ein paar lecke Striche äußerlich modernisiert ist, es ist eine Durchschnittsarbeit ohne tiefere und feinere Farbenreize. Das Gesicht ist unlebendig, der Ton trocken, der Ausdruck photographiemäßig, unplastisch. Ein anderes Bild ist „Der Kronleuchter“ betitelt, deswegen, weil den Maler das Kerzenlicht reizte. Es fällt auf Gläser, Teller, Basen, Messer und Gabel, die auf dem Tisch liegen. Die beiden am Tische sitzenden Personen sind gänzlich mangelhaft, schematisch gemalt. Von den Lichtreizen hat der Maler gerade das Kerzenlicht noch gegeben, das Blickern auf den Gegenständen. Aber man denkt mit Bedauern und Sehnsucht an Menzel, der wirklich warme Innenluft im Kerzenschein malen konnte, bei Corinth ist alles kalt, oberflächlich geblieben, nichts ist mit wirklichem Leben erfüllt, mit Licht und Luft. So wirkt dieses Bild wie eine schlechte Schülerarbeit, wie eine Imitation. Auch die „deutsche Tigerdogge“ hat nichts von der animalischen Lebensnähe, das solch ein robustes Tier erfüllt. Es ist mit Absicht in voller Größe gemalt, aber man spürt nichts von dem Tierischen, sieht nichts von dem Farbenpiel der Haut.

So merkt man den Arbeiten durchweg an, daß sie mit Präzision hergestellt sind. Die Ansprüche, die man daraufhin stellt, werden nicht befriedigt. Corinth will brutal sein. Er ist es aber gar nicht. Er würde ganz simpel und solide malen, hätte ihn nicht

das Fahrwasser der Zeit in seine Strudel gerissen. Nun bleibt er unentwegt dem gewählten Ideal treu, ohne zur Reife, ohne zur selbstsicheren Ruhe zu kommen! Was nebenher vielleicht von Interesse sein könnte, wird ausschließlich und andauernd Hauptsache bei ihm und man langweilt sich bei diesem Betonen der Routine, der Mache. Es gehört wirklich nicht viel dazu, bei vorgefaßtem Programm einen Gegenstand äußerlich so modern, so naturalistisch zu frisieren. So hat die ganze Art etwas Studiertes, Abstrichliches, Unnatürliches, Trodenes, Angelerntes. Man ist immer im Zweifel, sieht der Maler wirklich so oder ist er Schüler? Was will er? Man sucht vergeblich nach dem Punkt, von wo aus diese Begabung sich erklären könnte. Zum Schema erstarrt ist die Lebendigkeit. Ungeklärt macht aus dem schnell beobachteten Moment etwas Gespenstisches. Eine Skizze, die vielleicht zu einer Illustration ausreicht, gibt kein Bild. Die Art, wie das Technische bewältigt wird, ist monoton und erinnert schon an ein Rezept. Corinth ist fleißig, aber nicht frisch. Hinter der äußeren Physiognomie steckt ein ganz simpler Künstler, der so weit von dem Reim-Malerischen entfernt ist, daß er noch ganz und gar im Stofflichen, im Inhaltlichen schwebt.

Sonst sind hier noch zwei feine Corots, eine braune, warmtönige und eine kühle, hellgraugrüne Landschaft und von Courbet eine breite, schöne Arbeit, ein Mädchen am Seeufer liegend. Von Bissarro ein feines, flackerndes Straßenbild, von Sisley eine lebendige, zarte Uferlandschaft. Die Arbeiten von Ph. Grand zeugen von Fleiß und sind fleißig beobachtet. Regina Mundlak ist mit soliden, tüchtigen Zeichnungen vertreten, die ein ernstes Anpacken, eine durchaus künstlerische Auffassung zeigen und eine besondere, reife Begabung bekunden.

Besonders zu erwähnen ist noch ein großes Jugendwerk von Courbet, das in den letzten Tagen zur Ausstellung gekommen ist, „Die Ringer“. Es ist noch in den schwarzbräunlichen Tönen der Frühzeit gehalten. Born in Lebensgröße zwei nackte Kämpfer auf einer Wiese, die im Schatten liegt; umstanden von hohen Bäumen. Im Hintergrund Zuschaueremenge auf Tribünen. In der Landschaft, mit dem hellblauen Himmel, dem gelblich-grünen Laub bemerkt man schon eine Ahnung von freiem Licht, von moderner Anschauung. Die Töne gehen weich ineinander über. Die Ringer sind prachtvoll gezeichnet, jede Muskel tritt hervor, das Fleisch ist, wenn auch nicht lebenswahr, so doch, trotz der düsteren, früher üblichen Atelierfärbung, von eindringlichster Lebendigkeit. Dadurch, daß das Ringerverpaar in den Schatten gesetzt, kommt die Dissonanz zwischen dem hellen Licht in der Landschaft und den düsteren Tönen der nackten Körper nicht so scharf zum Ausdruck. —

o. s.

### Humoristisches.

— Berlin W. „Wer soll nie als Geschäftsmann auf den Abel schimpfen! Er mer sich verguckt, hat mer'n selbst!“ —

— Aus einer Gendarmerie-Anzeige. Die Konfession des Erfrorenen konnte nicht festgestellt werden. Doch dürfte er aus einer protestantischen Gegend sein, nachdem in seiner Tasche kein Rosenkranz, wohl aber ein Stück Wurst gefunden wurde, obwohl es Freitag war. —

(„Jugend.“)

### Notizen.

— Ein Nachlaß-Roman von Theodor Fontane. Das „Literarische Echo“ berichtet: Im literarischen Nachlaß Theodor Fontanes hat sich ein noch ungedruckter kleiner Roman, „Mathilde Möhring“, gefunden, den der Dichter um das Jahr 1891, ungefähr gleichzeitig mit den „Boggenpuhls“, niedergeschrieben, auch noch mehrfach durchgearbeitet hat, zu dessen Schlussredaktion ihn jedoch nachher seine anderen Arbeiten nicht mehr haben kommen lassen. Der Roman, der Ende der achtziger Jahre teils in Berlin, teils in einer kleinen Kreisstadt des Ostens spielt und die einfache Geschichte der Verlobung, Ehe und Witwenchaft eines praktisch-klug veranlagten Berliner Mädchens kleinbürgerlicher Herkunft behandelt, dürfte in revidierter Gestalt voraussichtlich zunächst in einer Zeitschrift und später in einem Nachlaßbande der Gesamtausgabe von Fontanes Werken erscheinen. —

— Das kleine Theater bringt als nächste Novität Anfang April das dreiaktige Drama „Der König Candaulus“ von André Gide heraus. —

— Felix Weingartner tritt mit Ende der Saison von der Leitung der Sinfonielongierte der kgl. Kapelle zurück. —

— Oskar Strauß' komische Märchenoperette „Hugodietrichs Brautfahrt“ hatte bei der Erstaufführung im Wiener Karl-Theater starken Erfolg. —

— Zur Unterstützung und Erhaltung der Duncanschen Tanzschule hat sich ein Verein gebildet. In dem Vorstand sitzen: Scheinrat Hoffa, Engelbert Humperdinck, Walter Schott. Zur Gründung des Vereins soll die Polizei geraten haben, als sie seinerzeit das öffentliche Auftreten der Tanzschülerinnen verbot. —

— Im Kunstsalon Keller u. Reiner sind jetzt Studien und Gemälde des russischen Malers Alexander Worrisow über seine Fahrt in die Polarregionen ausgestellt. —

— Die Münchener Pinakothek hat ein Bild (Porträt) von Franz Hals für 50 000 Gulden in Amsterdam erworben. —